Zeitschrift: Heimatkunde Wiggertal

Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal

Band: 40 (1982)

Artikel: Wie sie heimgingen : Sterbe- und Totenbräuche auf der Luzerner Landschaft [Fortsetzung]

Autor: Zihlmann, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-718477

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie sie heimgingen

Sterbe- und Totenbräuche auf der Luzerner Landschaft

Josef Zihlmann

(Fortsetzung)

Das Begräbnis und die dreissig Tage darnach

Das erste Zeichen des Begräbnisses war am Morgen vom Kirchturm zu hören. An gewöhnlichen Tagen wurde zur Werktagsmesse eine halbe Stunde vor Beginn mit der Betglocke geläutet. Man nannte das *Vorlüüte.* An jenen Morgen, da ein Begräbnis stattfand, erfolgte das Vorläuten nicht einfach mit der Betglocke, sondern mit allen Glocken. Meist war zu dieser Zeit der Leichenzug schon unterwegs, denn in der weiten Napflandschaft dauerte der Gang vom Totenhaus zur Kirche oft eine Stunde oder sogar noch länger. Grund dazu war nicht allein der weite Weg, sondern auch die Leichenhalte, von denen noch die Rede sein wird.

Im Totenhause war am Begräbnismorgen alles viel früher aufgestanden als sonst. Wenn der Fuhrmann mit dem Leichenwagen und die Leichenträger da waren, begab man sich ins Totenzimmer zum Zudecken und Vernageln des Sarges, falls dies nicht schon am Vorabend stattgefunden hatte. Die Vorbeterin oder ein Mitglied der Familie begann noch einmal mit einem *Föifi;* in den Räumen des Hauses und vor dem Hause wurde mitgebetet. Beim Hinaustragen der Leiche hielten die Leichenträger unter dem Hauseingang an, liessen den Sarg ein Vater unser lang auf der Türschwelle – das Vaterunser wurde wieder von allen Anwesenden laut gebetet – und gingen erst dann zum Leichenwagen.

Zu jener Zeit – es war in den 1920er Jahren – hat man bei unserem Bauernvolk die Türschwelle beim Hauseingang noch deutlich, wenn auch nicht immer bewusst, als eine Art magische Grenze empfunden. Es hat geheissen, dass derjenige Mensch, der sein Leben im Hause verbringen wolle, beim erstmaligen Betreten an der Türschwelle einen Halt machen müsse, um zu beten. So war es Brauch, dass ein Brautpaar, bevor es nach der Hochzeit das Haus betrat, auf der Türschwelle niederkniete und ein Vaterunser betete. Und so war es auch mit den Toten, die aus einem Hause getragen wurden: man hielt auf der Türschwelle an und betete stellvertretend für den Verstorbenen, der nun sein irdisches Heim verlassen musste.

Vor dem Hause formierte sich nun der Leichenzug. Allen voraus schritt der *Chrüüzliträger*, der das hölzerne Kreuz, das nachher auf den Grabhügel zu stehen kam, trug. Meist war dies ein Knabe im Schulalter. Wenn es sich beim Verstorbenen um ein Mitglied einer Jungfrauen- oder Jünglingskongregation handelte und wenn Mitglieder eines solchen Vereins den Sarg trugen, dann wurde auch das Kreuz von einer Jungfrau oder einem Jungmann vorgetragen.

Am Kreuz hing nach damaliger Sitte nicht ein Christuskorpus, sondern ein *Chrällelichranz*. An der Grösse und an der kunstvollen Beschaffenheit dieses Kranzes, der im Prinzip aus einem Drahtgestell bestand, an dem ein mehr oder weniger reiches Rankenwerk aus an Draht aufgereihten Glasperlen befestigt war, konnte man die Hablichkeit der Familie des Verstorbenen erkennen. Die Grundfarben des Kranzes waren je nach Stand des Verstorbenen verschieden. Bei verheirateten Personen herrschte schwarz vor, bei ledigen Erwachsenen blau, grün oder dunkelrot, bei Jungfrauen, Schülern und Kindern weiss oder hellblau. Um den Kranz war am Kreuz ein Flor aus textiler Gaze angeordnet, den man *Schleife* nannte. Dieser Flor war bei verheirateten Personen schwarz, bei ledigen weiss.

Dem Kreuzträger folgte der Leichenwagen. Dieser war Eigentum der Gemeinde und war im Spritzenhaus untergebracht. Ein von der Gemeinde bestimmter Leichenwagenführer war für den Unterhalt des Wagens verantwortlich; er hatte jeweils am Vortage eines Begräbnisses den Wagen zu reinigen und den schwarzen Lack aufzupolieren. Schliesslich hatte auch der Mann selber, der während der Fahrt zum Friedhof auf dem Bock des Wagens sass und das Leitseil in der Hand hielt, in gebührender Kleidung zu erscheinen; er trug dunkle Kleider und hatte einen Hut auf dem Kopf. Pflicht des Leichenwagenführers war es auch, ein zuverlässiges und gepflegtes Pferd mit sauberem Lederzeug vorzuspannen.

Zu beiden Seiten des Leichenwagens schritten vier oder sechs Schulmädchen in weissen Kleidern. Es waren in der Regel die gleichen Kleider, die die Mädchen am Weissen Sonntag trugen (man muss hier wissen, dass die Kinder damals bis zum Schulaustritt am Weissen Sonntag mit den Erstkommunikanten zur Kirche gingen). Die *wysse Meitschi,* so wurden die Mädchen genannt, waren Kranzträgerinnen und trugen zum kurzen weissen Kleid eine schwarze Schärpe, *Schleife* genannt, die von der Schulter schräg über den Körper hing; dazu hatten sie schwarze Maschen aus Seidenband in den Haaren. Wenn das Kreuz von einem Mädchen vorausgetragen wurde, kam auch dieses in der gleichen Aufmachung daher.

Dem Leichenwagen folgten dann im Leichenzuge die nächsten Verwandten des Verstorbenen, zuerst die Männer, dann die Frauen. Zu jener Zeit waren bei kirchlichen Anlässen die Geschlechter noch überall getrennt. Die Frauen kamen ganz in Schwarz und trugen einen Hut mit einem langen Schleier, der das Gesicht bedeckte und bis an den Kleidersaum reichte. Diese Schleier wurden dann mit der Zeit immer kürzer und verschwanden schliesslich ganz. Verheiratete Männer trugen als nahe Verwandte des Verstorbenen ebenfalls schwarze Kleider; meist war es die Hochzeitskleidung. Ohne Hut ging damals niemand an eine Beerdigung. Als spezielles Zeichen der Trauer trugen die dem Verstorbenen nächstverwandten Männer einen langen schwarzen Prozessionsmantel. Einen solchen schafften sich allerdings nur vermögliche Leute selber an; andere liehen sich einen solchen bei einem Kreuz-, Fahnen- oder Kerzenträger (diese brauchten einen derartigen Mantel für die Teilnahme an kirchlichen Prozessionen). Ebenfalls als Zeichen der Trauer trugen männliche Verwandte sogenannte Leidbänder um den linken Oberarm und um den Hut. Die Armbinde wurde dann später abgelöst von einem kleinen Leidband am Kittelrevers und dieses wiederum von einem schwarzen Leidknopf an der gleichen Stelle.

Der Trauerfamilie folgten schliesslich die Bekannten, Freunde und sonstigen Teilnehmer am Leichengeleite. Ihnen voraus schritten Mitglieder von Vereinen, denen der Verstorbene angehört hatte, manchmal auch eine Fahnendelegation mit schwarzbeflorter Vereinsfahne. War der Verstorbene Mitglied eines Musikvereins gewesen, wurde der Leichenzug auf dem letzten Wegstück von der Musikgesellschaft in Uniform angeführt. Voraus schritt der Fähnrich. Als Trauermarsch wurde meist das Lied «Ich hatt' einen Kameraden» gespielt.

Den Weg, den der Leichenzug zu gehen hatte, nannte man *Lychwäg.* Dieser Ausdruck will sagen, dass es sich nicht um einen beliebigen Weg

handelte. Die Leichenwege aus bestimmten Pfarreiteilen waren brauchtümlich festgelegt. In der Regel hiess es, man müsse einen verstorbenen Menschen auf jenem Wege zum Friedhof führen oder tragen, den dieser zu Lebzeiten beim Gang zur Kirche benutzt hatte. Das war freilich nicht immer möglich, weil die *Chilchwäg* im steilen Napfgelände häufig Abkürzungen waren, die durch unwegsames Gelände führten, wo ein Wagen unmöglich durchgekommen wäre. Manche Kirchwege waren laut alter Übung Wege *zwüsche Himmel und Ärde.* Die Kirchgänger durften solche Wege, die als Abkürzungen über Matten und Äcker führten, nur begehen, wenn der Boden mit Schnee bedeckt oder zugefroren war. Man findet solche Kirchwegrechte in ältern Zuschreibungsakten öfters als Servitute vermerkt mit der Formulierung «Weg zwischen Himmel und Erde». Solche Wege eigneten sich meist nicht für Leichenzüge. Viele Leichenwege tragen noch heute Namen wie *Lychwäg, Totegässli* usw.

Es ist hier noch zu bemerken, dass ein Leichenzug je nach örtlichem oder gesellschaftlichem Herkommen des Verstorbenen sehr verschieden aussehen konnte. Von abgelegenen Heimwesen brachte man die Toten auf Gefährten, die dem Gelände angepasst waren, zu Tale. Manchmal waren dies Leiterwagen, *Rytwägeli* oder sogar *Schnägge (Schnägg* nannte man ein in bergiger Gegend verwendetes landwirtschaftliches Gefährt, das vorne zwei Kufen, hinten zwei Räder hatte). Auf der Talstrasse wartete dann der Leichenwagen. Oft aber wurde ein unbemittelter Bergbauer in einem alltäglichen Wagen zum Friedhof geführt.

Ich vergesse auch nie die Begräbnisse der Leute, die im Armenhaus gestorben waren. Sie sind mir als Erinnerung an eine Zeit, da die sozialen Unterschiede eine ungeheuer grosse Rolle spielten, tief im Herzen eingegraben. Voraus schritt der Fuhrknecht, *de Charer,* des Bauernhofes der Armenanstalt und führte das Pferd vor dem *Rytwägeli,* auf dem der schwarze Sarg lag; hinter dem Wagen schritten meist zwei Klosterfrauen und einige *Mörisegger* (so nannte man die Insassen der Armenanstalt nach dem Hofnamen des dazugehörigen Gutes). Dem Zuge schlossen sich dann bei der Kirche noch einige Frauen an, die gerne einem armen Schlucker ihre Vaterunser schenkten. Mich tröstete schon damals der Glaube, dass der Liebe Gott weder auf die Länge des Leichengeleites noch auf den schönen Totenbaum sehe.

Der Gang zur Kirche nahm in unserer grossen Gemeinde recht viel Zeit in Anspruch. Der Grund dafür liegt aber nicht allein in der Weitläufigkeit der Landschaft. Es ist seit altersher Brauch, dass ein Leichenzug bei jedem

am Wege stehenden Kreuz, bei jeder Kapelle und jedem Bildstock anhält. Hier wird jeweils ein Vaterunser zum Troste der armen Seelen gebetet. Der Brauch hat sich bis in unsere Tage (1980) erhalten. Das Luzernbiet mit seiner katholischen Bevölkerung hat eine bemerkenswerte Sakrallandschaft. Entsprechend der Zahl der kleinen und kleinsten Sakraldenkmäler sind denn auch die Totenrasten, wenn ein Mensch zu Grabe geleitet wird. Als ich noch ein Kind war, gehörte es zum alltäglichen Brauchtum, dass Männer, wenn sie an diesen Stellen vorübergingen, den Hut vom Kopfe nahmen; Frauen machten das Kreuzzeichen. Dasselbe tat man auch bei den Leichenhalten.

War der Leichenzug vor der Kirche angekommen, wurde der Sarg von den Leichenträgern vom Leichenwagen genommen und auf die vor der Kirche bereitstehende Totenbahre gelegt. Wenn dann im Kirchturm das Glokkengeläute einsetzte, war dies das Zeichen für den Beginn der Beerdigungszeremonie.

Ich spreche hier immer vom Brauchtum einer katholischen Bevölkerung. Für diese wäre eine Trennung von Kirche und Beerdigungsstätte undenkbar. Somit gehört das kirchliche Zeremoniell auf dem Friedhof wie auch der Beerdigungsgottesdienst in der Kirche wesentlich zur Bestattungsfeier. Es ist für einen Verstorbenen der letzte Gang zur Kirche. Das Volk spricht ja auch selten von Beerdigen – schon gar nicht von Bestatten –, vielmehr von *Zchiletue;* als Teilnehmer an einer Beerdigung sagen wir bei uns: *Mir hei eine Zchile too.* Auch das Wort Friedhof hat es in jener Zeit, von der hier die Rede ist, kaum gegeben. Bei uns hat man immer vom *Chilhof* gesprochen; in diesem Wort steckt die alemannische Form von Kirche, *Chile.* Auf dem mit einer Mauer umfassten Hofraum um die Kirche, dem *Chilhof,* wurden seit früher christlicher Zeit Menschen bestattet. In der volkstümlichen Kindersprache gab es nicht ein Grab, sondern ein *Chilelöchali.* Diese Ausdrücke bestätigen, dass das Zugrabetragen eines Menschen von unserem Volke immer als zum kirchlichen Bereich gehörend betrachtet wurde. Im Vordergrunde steht da am Beerdigungstage wohl eine gewisse Sorge um den verblichenen Leib, aber im Beerdigungszeremoniell und in den Gebeten offenbart sich das eigentliche Anliegen, die Sorge um die Seele des Verstorbenen.

Auf einem der zwei Friedhofteile zu beiden Seiten der Kirche wurde in zeitlicher und örtlicher Reihenfolge bestattet. Ausnahmen von dieser Reihenfolge gab es nur bei Behördemitgliedern; diese bekamen ein sogenanntes Vorzugsgrab unweit des Kircheneingangs. Familiengräber kannte man

bei uns nicht, und es konnten auch keine Gräber vorbestellt oder gekauft werden. Bestandteil jedes Friedhofs war ein grosses Kreuz mit einem Christuskorpus, ein sogenanntes Missionskreuz; der Name kommt daher, dass jeweils als Andenken an eine Volksmission in der Pfarrei ein Kreuz erstellt oder an einem bereits bestehenden die Jahrzahl eingelassen wurde.

Hier befand sich nun das ausgehobene Grab. Die Erde lag zu beiden Seiten der Gruft, die, um der Gefahr des Einstürzens vorzubeugen, seitlich mit Brettern abgestützt war. Beim Grabe lagen auch die Dinge bereit, die bei der Bestattung nötig waren: zwei grobe Hanfseile zum Versenken des Sarges und eine kleine Erdschaufel, die für die Zeremonie des Priesters erforderlich war.

Nun stand die Bahre mit dem Sarg mitten auf dem Platz vor der Kirche. Rund herum standen die *Leidlüüt* und die Kirchenbesucher. Während es im Kirchturm mit allen Glocken läutete, kam der Priester (in grössern Pfarreien meist zwei), begleitet vom Sigristen und zwei Ministranten, aus der Kirche. Der Sigrist trug den Weihwasserkessel, die zwei Ministranten das Weihrauchfass und das Weihrauchschiff. Allen voraus aber ging ein weiterer Ministrant mit dem Vortragkreuz. Alle diese Personen trugen kirchliche Kleider: schwarzer Chorrock mit weissem Chorhemd. Ihnen schloss sich der Organist mit einer Gruppe von jungen Sängern an, die jeweils an Werktagen bei der Messe die Choräle sangen. Nachdem der Priester den Sarg mit Weihwasser besprengt und beräuchert hatte, formierte sich eine Prozession, deren Weg rings um die Kirche führte. Voraus schritt der Ministrant mit dem Vortragskreuz. Ihm folgten Priester, Sigrist und die übrigen Ministranten. Dann kam der Knabe mit dem Grabkreuz, dem die Leichenträger mit dem Sarg folgten. Dieser wurde begleitet von den weissgekleideten Mädchen, die kleinere Grabkränze trugen. Hinter dem Sarg schritten die Verwandten, denen die Vereine und das übrige Volk folgten.

Mochte der Leichenzug bis zur Kirche durch das Vortragen des Grabkreuzes und das hörbare Beten der Menschen eine Art religiöser Manifestation sein, bei der Prozession um das Gotteshaus kam erst die Weihe der Kirche dazu. Diese war durch zwei Dinge äusserlich wahrnehmbar, durch den Weihrauchgeruch und durch den lateinischen Wechselgesang der Priester und Sänger. Lateinisch als Kirchensprache war überhaupt tragendes Element der Zeremonien. Beim Umgang um die Kirche wurde der Psalm 50 gesungen: Miserere mei, Deus. . .

Die Beerdigungszeremonien am Grabe brauchen hier nicht beschrieben zu werden. Sie sind im Prinzip noch dieselben wie heute. Der auffallende

Unterschied besteht darin, dass die Volkssprache das Lateinische abgelöst hat. Wer sich für die Gebete der Kirche bei einem Begräbnis interessiert, kann diese in einem Rituale nachlesen.

Das letzte Abschiednehmen der Angehörigen eines Verstorbenen am offenen Grab war nicht anders als heute. Ein letzter Blick auf den Sarg, der nun bald mit Friedhoferde zugedeckt wird, ein letzter Ausbruch des Trennungsschmerzes vielleicht, manchmal auch ein kaum hörbares Abschiedswort eines Angehörigen.

Indessen hatte der Totengräber oder eine Friedhofbetreuerin einen grösseren Weihwasserkessel vors Grab gestellt, und es setzte sich nun der Zug jener Menschen, die dem Toten das letzte Geleite gegeben hatten, am offenen Grab vorbei in Bewegung. Alle griffen zum Weihwasserspritzer im Kessel und sprengten vom geweihten Wasser ins Grab; meist war es eine dreifache Gebärde der Hand, eine Art Kreuzzeichen: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes; Herr, gib ihm die ewige Ruhe.

Es ist noch ein Wort zu sagen zum Weihwasserspritzer oder, wie es volkstümlich heisst, *Yewasserwadel,* der in der Kirche und auf dem Friedhof immer dann zur Anwendung kommt, wenn kirchlicher oder volksreligiöser Brauch das Aussprengen von geweihtem Wasser erfordert. Die alten Weihwasserspritzer waren aus Spindelholz gearbeitet; der Spindelbaum oder -strauch (Evonymus europaea) ist wohl am besten bekannt unter dem Namen Pfaffenkäppli, heisst aber je nach Gegend auch Spissliholz, Käppeliholz, Küferschlegeli, Mutschelle, Lausbeere, Haseneier, Spicknadelholz oder Schimpferschlegel (Durheim, Pflanzendiotikon). Der Grund, warum gerade dieses Holz zum Herstellen von Weihwasserspritzern verwendet wurde, liegt wohl in der Elastizität der Holzfasern, die sich leicht kräuseln und bei entsprechender Handfertigkeit zu einem Bausch verarbeiten lassen. Das Herstellen von Weihwasserspritzern war in meiner Jugendzeit noch eine beliebte Beschäftigung herumziehender Armenhausinsassen, die auf problemlose Art zu etwas Geld für ein Glas Most oder einen Schnaps kommen wollten. Pfaffenkäppliholz holte man in den Laubwäldern und Hekken. Ein altes Sackmesser gehörte zum eisernen Werkzeugbestand jedes Mannes, der sich gewohnt war, in den verschiedensten Situationen Hand anzulegen. Mehr brauchte es zum Herstellen eines Weihwasserspritzers nicht. Später gab es dann industriell hergestellte Modelle aus Draht und Borsten. Bei der Verwendung von Spindelbaum- oder Pfaffenkäppliholz für Weihwasserspritzer scheint mir noch die Vermutung nahezuliegen, es könnte neben der Eignung des Materials auch auf Sympathie beruhende

Volksgläubigkeit mitgespielt haben; der Name Pfaffenkäppli und die wie das Birett eines Geistlichen aussehende Blüte deuteten geradezu auf Verwendung im sakralen Bereich hin.

Weiter ist noch ein Wort zur Beschaffenheit der Särge zu sagen. Die damaligen, vom Schreiner nach Mass hergestellten *Toteböim* waren – wie heute noch – aus sechs konischen Tannenholzbrettern gezimmert; Kopf- und Fussteil waren aber rechtwinklig. Die Grösse eines Sarges hatte keinen Einfluss auf dessen Form.

Die Särge waren in der Regel mit einem schwarzen Lack gestrichen. Eine Ausnahme machten Särge für grössere Kinder und Jugendliche und für jüngere unverheiratete Personen, vor allem für jene, die einer Jungmänner- oder Jungfrauenkongregation angehört hatten; diese Särge waren weiss gestrichen. Särglein für Kleinkinder waren hellblau. Die schwarzen Särge trugen meist eine schwarzweisse, aus Papier ausgeschnittene und auf den Sarg aufgeklebte flache Verzierung. Es gab aber auch schon damals erhabene Gold- und Silberzierelemente. Diese wurden in selteneren Fällen für begüterte Verstorbene verwendet.

Nach der Beerdigungszeremonie begaben sich die Leute, die am offenen Grabe vorbeigegangen waren, in die Kirche. Als Letzte folgten die Angehörigen und nahen Verwandten, die *Leidlüüt*, wie das Volk sagte. Für diese waren die *Leidbänk* reserviert; so nannte man die Kirchenbänke, die mit der dritten Bank hinter dem Kreuzgang begannen. Je nach Grösse einer Verwandtschaft brauchte es bis vier Bänke. Dass Frauen und Männer in der Kirche getrennte Plätze hatten, gilt auch hier. In den Leidbänken wurde streng auf hierarchische und altersmässige Reihenfolge geachtet. Dies schon im Hinblick auf den Opfergang, denn der Brauch wollte es, dass dabei der Grad der Verwandtschaft offenkundig sichtbar wurde.

Vor Beginn der Messfeier sprach ein Priester im Chor, gegen das Volk gewandt, (nach Verkündformular) die Bitte aus, man möge im folgenden Gebet und in der heiligen Messe des Verstorbenen gedenken. Nachher wurden zum Troste der Seele des Hingeschiedenen fünf Vaterunser, Ave Maria und das Apostolische Glaubensbekenntnis gebetet. Zu der nun folgenden Messfeier ist zu sagen, dass es sich um ein sogenanntes Seelamt handelte, das auf dem Hochaltar der Kirche zelebriert wurde. Äusserlich war dies an der schwarzen Farbe der Messgewänder zu erkennen, ferner an der im Chor aufgestellten Tumba (Scheinsarg) und an den naturbraunen Wachskerzen auf dem Altar und bei der Tumba. Zu jener Zeit kannte man die Konzelebration noch nicht, auch wurde die Messe nicht gegen das Volk ge-

feiert. In Pfarreien, wo es mehrere Priester gab, feierten diese gleichzeitig Totenmessen auf Seitenaltären. Oft waren aus der Verwandtschaft des Verstorbenen geistliche Herren anwesend, die ebenfalls auf Nebenaltären Messen feierten. Es galt als eine Art Statussymbol und Zeichen des Trostes für die Angehörigen, wenn man sagen konnte, es habe *vil Heere* gehabt. Bezeichnend für den ersten Teil des Seelamtes war der Gesang des «Dies irae», jener Sequenz, die als poetische Dichtung des Thomas von Celano die Tage des Weltgerichtes vorstellt. Mehr als ein leises Erahnen des Inhaltes blieb für die Kirchenbesucher allerdings nicht übrig, denn die Sequenz war – wie alle andern Gesänge und die Messfeier überhaupt – lateinisch. Als Sänger auf der Orgelempore waren in der Regel die vom Organisten geleiteten Werktagssänger (grössere Schüler) anwesend. Wer es sich leisten konnte oder wollte, bestellte ein vom Kirchenchor (vierstimmig) gesungenes Amt.

Eine aus dem Ritual des Beerdigungsgottesdienstes herausragende volksbräuchliche Gepflogenheit war der Opfergang. Am vorderen Ende des Kirchenschiffes standen im Hauptgang zwei Ständer mit Opfertellern. Wenn nach der Verkündigung des Evangeliums der Beginn der Opfermesse durch ein Klingelzeichen kundgetan wurde, galt dies gleichzeitig auch als Aufforderung zum Opfergang. Unter «Opfer» wurde allgemein eine Geldgabe verstanden, die in einen der Teller am Chorende des grossen Kirchenganges gelegt wurde. Das Geld war bestimmt für Totenmessen.

Der Opfergang setzte sich sowohl auf der Frauen- wie auf der Männerseite von der jeweiligen vordersten Leidbank aus in Bewegung. Die Reihenfolge der Opfergänger war dieselbe wie in den Leidbänken. Den Leidleuten schlossen sich schliesslich die entfernt Verwandten, die Freunde, Bekannten, Nachbarn und das übrige Kirchenvolk an. Die zwei Reihen der Opfergänger bewegten sich von den Opfertellern durch die Seitengänge zurück in die Bänke. Bei grossen Beerdigungen dauerte der Opfergang manchmal bis zum Schluss der Messe. Motiv des Opferganges war nicht allein das Opfer selber, sondern bei vielen Gottesdienstbesuchern auch das Gesehenwerden. Viel echte Anteilnahme vermischte sich da mit offensichtlicher Geschäftstüchtigkeit, denn es war durchaus bekannt, dass es Leute gab, die nicht die Messe, sondern den Opfergang besuchten, um dann nach dem Gesehenwordensein die Kirche zu verlassen. Die Opfergänge an Beerdigungstagen wurden in der Gemeinde und weit darüberhinaus noch tagelang überdacht und besprochen.

Wo viele Menschen hinkommen und sich um einen Toten scharen, wo dies immer und immer wieder geschieht, wo jeder von jedem gesehen wird,

wo man an den Nächststerbenden einer Pfarreigemeinschaft denkt, da ist der Ort, wo sich Gesehenes, Verspürtes und Gehörtes zu jenem Numinosen verdichtet, das zugleich Schauer erregt und Vertrauen erweckt. Wenn die Menschen beim Opfergang in Trauer gekleidet in langer Reihe durch die Kirche schreiten, ist es, als verwischten sich für kurze Zeit die Grenzen von Diesseits und Jenseits, als zögen Seelen an der Grenze von Raum und Zeit dahin, ganz in die Nähe dessen, was man das Allerheiligste nennt, um jenes seltsame Weder-hier-noch-dortsein im Brennpunkte ewigwährender Gerechtigkeit und unaussprechlicher Barmherzigkeit durchzustehen. Man weiss jetzt nicht mehr mit Sicherheit, ob es die Lebenden oder die Toten sind, die in langem Zuge dahinschreiten. Unsere Ahnen haben das bis in die Tiefe ihrer Seele verspürt, und sie haben gesagt, es gehen auch Verstorbene zum Opfer, allen voran jener Tote, für den das Messopfer gefeiert werde; weil dies so sei, müsse man einem Menschen zum letzten Gang die besten Kleider anziehen.

Der Totenmesse schloss sich das Libera an. Der Priester, der das *Seelamt* gehalten hatte, stellte sich (in jenen schwarzen Chormantel gekleidet, den er schon bei der Beerdigung getragen hatte) im Chor der Kirche vor die Tumba. Neben ihm stand in der Regel ein zweiter Priester, ferner der Sigrist mit dem Weihwasserkessel und zwei Ministranten mit Rauchfass und -schiff. Das Libera, nach den Eingangsworten «Libera me, Domine, de morte aeterna, in die illa tremenda» (Rette mich, o Herr, vor dem ewigen Tode an jenem furchtbaren Tage), ist eine Zeremonie, ein dramatisches Gebet für den Verstorbenen, das mit einer Absolution endet. Auch zum Libera ist dasselbe zu sagen, wie zur Totenmesse: alle Gebete und Wechselgesänge waren lateinisch.

Zu jener Zeit, von der hier die Rede ist, gehörte es zur selbstverständlichen Gepflogenheit, dass ein Priester zum Schluss des Gottesdienstes das Weihwasser austeilte. Er schritt dabei, vom Sigristen mit dem Weihwasserkessel begleitet, durch den Mittelgang der Kirche und besprengte die Kirchenbesucher mit Weihwasser; dabei benützte er einen Weihwasserwadel, wie ich ihn bereits beschrieben habe (aus Spindelbaumholz), nur in grösserer Ausführung. Man betrachtete es allgemein als unschicklich, dass man die Kirche vor dem Austeilen des Weihwassers verliess. Von jenen Leuten, die das Gotteshaus vorher verliessen, sagte das Volk ironisch, sie hätten *s Yewasser nid nötig.*

Nun begaben sich die Kirchenbesucher nochmals zum Grabe des Verstorbenen. Dieses war während des Gottesdienstes vom Totengräber zuge-

deckt und von Leuten, die den Friedhof pflegten, geschmückt worden. Berge von Kränzen und Blumen gab es damals nur selten. Ein aufgeworfener Grabhügel mit Grabkreuz und daran befestigtem *Chrüüzlichranz* nebst einigen weitern Kränzen und Blumengebinden, gehörte zum üblichen Bild. Im Zentrum dieses nochmaligen Grabbesuches stand das Weihwasserspritzen, wie wir es bereits mehrmals kennengelernt haben.

Dieses Sprengen von geweihtem Wasser, meist verbunden mit einer dreimaligen Geste des Spritzens – im Namen der Heiligsten Dreifaltigkeit – ist neben dem Gebet wohl die eigentliche zentrale volksbräuchliche Handlung im Kultbereich um Tod und Begräbnisstätte. Die Wertschätzung dieses Weihwassersprengens, das im volkstümlichen Sinne zurückgeht bis ins Mittelalter, war immer sehr gross und ist bis in unsere Tage lebendig geblieben. Das Bedürfnis, für einen Verstorbenen oder vielmehr dessen Seelenheil das Menschenmögliche zu tun, war in der Zeit nach dessen Ableben besonders gross. Man würde der Sache nicht gerecht, wollte man behaupten, das Weihwasserspritzen sei bloss symbolische Handlung gewesen. Nach der Lehre der Kirche bringt das Weihwasser kraft des religiösen Aktes, in dem eine Mehrung der Ehre Gottes liegt, Nutzen. So hat es das Volk auch immer verstanden und es konnte nicht genug tun, seinen Verstorbenen zu helfen, damit ihnen durch Gottes Gnade die Sünden getilgt würden. Aber es ist doch auch zu berücksichtigen, dass die Besprengung eines Toten mit Weihwasser in früherer Zeit apotropäischen Charakter hatte: Man wollte Dämonen abwehren, die sich der Seele des Verstorbenen hätten bemächtigen können. Die tiefe Verwurzelung des Brauches, die ungemeine Breitenwirkung und das Lebendigbleiben über Jahrhunderte scheinen auf vorchristliche Unterlage hinzudeuten, deren Entstehung weit zurück in magischer Vorzeit zu suchen ist. Aus dieser Sicht wird das christliche «Herr, gib der Seele die ewige Ruhe», verbunden mit dem Weihwassersprengen zum Bannspruch und zur Banngeste. Der christliche Mensch weiss wohl, dass es nicht in seiner Macht liegt, einen Toten zu bannen, aber mit der Bitte an Gott, er möge der Seele des Verstorbenen die ewige Ruhe schenken, fliesst mindestens unterschwellig auch der Wunsch mit, der Tote möge die Hinterlassenen unbehelligt lassen. Die Sagen über Verstorbene, die ihre Ruhe nicht fanden und nächtlicherweile zurückkamen, sind viel zu zahlreich, als dass man dies alles übersehen könnte.

Während die Besucher des Begräbnisgottesdienstes nochmals das Grab besuchten, blieb die Trauerfamilie mit ihren nächsten Verwandten noch eine Weile in der Kirche. Eine Person, die alle Verwandten und Kirchenbesu-

cher gut kannte, hatte Auftrag, vor der Kirche die Leute zu begrüssen und zum Essen einzuladen. Schliesslich kamen dann als Letzte mit der Trauerfamilie auch die andern Verwandten aus der Kirche und begaben sich zum Grabe des Verstorbenen.

Nach dem letzten Grabgebet begab man sich in das Wirtshaus, wo das *Lychenässe* bestellt war. Zum Essen wurden nebst Verwandten und Bekannten auch jene eingeladen, die bei der Beerdigung mitgeholfen hatten: die Leichenträger, die *wysse Meitschi*, der *Chrüüzliträger*, oft auch der Leichenwagenführer. Zu essen gab es in der Regel Milchkaffee *(es wysses Kafi)* dazu *Weggli* und *Mutschli* mit *Chääs und Anke*, meist auch Konfitüre. Habliche Familien bestellten für das *Lychenässe* manchmal *Chügelipastetli*. Schliesslich war es üblich, dass nach dem Essen noch ein Glas Wein offeriert wurde. Es war zwar nicht brauchtümlich, dass von manchen ein Glas zuviel getrunken wurde, aber man muss doch erwähnen, dass nicht selten von einem Leidessen ein etwas feuchtfröhlicher Resten in der Wirtschaft zurückblieb. Natürlich handelte es sich dabei nur um Männer, die dann ihr unschickliches Tun meist mit der Ausrede zu rechtfertigen suchten, der Verstorbene hätte seine helle Freude, wenn er noch etwas dazu sagen könnte.

Am spätern Vormittag löste sich dann die Trauergemeinde auf, und die Trauerfamilie begab sich heim ins Trauerhaus. Oft wurden noch Verwandte mit heimgenommen; man bewirtete diese und war froh, noch eine Weile beieinander sein zu können. Man muss berücksichtigen, dass es zu jener Zeit, von der hier die Rede ist, noch eine Seltenheit war, dass jemand selber ein Auto hatte. So kam es, dass die Abreise von Angehörigen und Verwandten manchmal auf den nächsten Tag verschoben wurde, vor allem im Winter, wenn die Tage kurz waren. Es ergab sich dann, wenn die Nacht hereinbrach, im Trauerhause wieder jene Situation, wie wir sie bereits von den Psalterabenden her kennen: man sitzt in der schwach ausgeleuchteten Stube unter der Lampe am gemeinsamen Tisch, und es entspinnt sich wieder eines jener Familien- und Nachbarngespräche, während denen die Zeit stillzustehen scheint.

Man spricht von Dingen, die einst waren. Man erzählt von «früher» und weiss nicht, wann sich dies und jenes, von dem schon immer bei solchen Gelegenheiten gesprochen worden war, zugetragen hat. Zeiten verschieben sich und gehen ineinander über. Ereignisse werden miteinander verkoppelt. Es war nie die Stärke des in der Napflandschaft aufgewachsenen Menschen, die Zeit exakt zu messen. Die Natur liegt ihm zu nahe, und das Magische und Mythische der beinahe vergessenen Berglandschaft erträgt keine

abstrakten Grössen. Darum werden Dinge, von denen die Rede ist, zeitlich nicht mit Jahrzahlen fixiert; sie werden hineingestellt in eine Welt von Umständen und Ereignissen. Das und jenes, von dem die Rede ist, ereignete sich zum Beispiel in jenem Sommer, als das Wasser kam, als der Erdschlipf hinter dem Hause niederging, als der Grossvater selig starb, als des Nachbars Haus brannte, als der Blitz in den Kirchturm schlug, als der Vater in den Aktivdienst einrücken musste undsoweiter. Frauen haben etwas andere Massstäbe; sie erinnern sich an die Zeit, da sie «mit dem Hansi gingen» (schwanger waren) und an andere Umstände in ihrem Lebensbereich. So kommt es, dass Dinge, die nicht mehr im eigenen Erlebensbereich liegen, einfach «früher» waren. Und weil «früher» zeitlich nirgends festgelegt ist, gehen manchmal auch die Dinge, die sich ereignet haben, im Erzählgut unverbindlich ineinander über.

Ähnliches gilt von den Orten, wo sich etwas zugetragen hat. Wenn man gut hinhört, ist es oft nicht so sehr der Ort, von dem die Rede ist, sondern vielmehr der Zustand. Und es scheint dann manchmal, als sei ein Erzähler schon so und so oftmal dort gewesen, als kenne er Weg und Steg aufs Genaueste. Das Erzählen des mit der Natur verbundenen Menschen der Napflandschaft ist nicht ein Hineindenken in bestimmte Räume und Zeiten, noch viel weniger ein exaktes Fixieren, sondern ganz einfach ein Schaffen von Bildern, die aus dem Grenzbereich des sinnlich kaum mehr Wahrnehmbaren emporsteigen.

Der Abend jenes Tages, an dem man ein liebes Familienangehöriges zu Grabe getragen hat, bietet alle Voraussetzungen, damit zeitlich und räumlich Verwebtes und Verschobenes erzählt werden kann. Das Totenzimmer im Hause ist seit dem Begräbnis noch kaum betreten, das Totenbett unberührt. Was sich in den letzten Tagen hier ereignet hat, greift zurück in die Vergangenheit und wagt einen Schritt in die Zukunft, denn bald werden sich ja Fragen der Nachfolgeschaft stellen. Oft sind diese Zukunftsfragen problembeladen und hängen im Raume wie Gewitterwolken über einer Sommerlandschaft; wo etwas zu erben und zu verteilen ist, da sitzt der Teufel den Menschen im Nacken, sodass sie manchmal nicht mehr zu erkennen sind.

Was nun die der Beerdigung folgenden Tage vor allem kennzeichnete, war das Brauchtum um das Totenzimmer. Es war alte Sitte, dass der verstorbene Mensch bis zum Dreissigsten noch Anrecht auf das Zimmer hatte. Wohl wurde die Bettwäsche gewechselt, und es wurden jene Dinge entfernt, die den Schlafraum zum Totenzimmer gemacht hatten, aber sonst

blieb das Zimmer so, wie es zu Lebzeiten des Verstorbenen gewesen war. Auf dem Nachttisch brannte über Nacht, manchmal auch am Tage, ein Öllämpchen zum Troste der abgeschiedenen Seele. Es war überhaupt Sitte, alles zu tun, um das Andenken an das verstorbene Familienmitglied wachzuhalten. Wo es sich irgendwie machen liess, ging täglich jemand aus dem Hause zur Kirche, um durch die Teilnahme am Morgengottesdienst der Seele des Verstorbenen Verdienste zu erwerben, damit die Qualen im Fegfeuer abgekürzt würden; diese wurden zu jener Zeit im Volksglauben als reale Feuerqualen betrachtet, wie es von barocken Künstlern dargestellt worden war. Zum Messebesuch war in der weitläufigen Napflandschaft manchmal ein stundenlanger Fussmarsch nötig, aber auch dieser war nicht zuviel. Im gleichen Sinne wurden viele Werke der Nächstenliebe getan. Herumziehende Arme, die damals zum täglichen Bild auf der Strasse gehörten, klopften in diesen Tagen besonders gerne an die Haustür, denn man wusste, dass jetzt keine Bitte nach einem Almosen abgeschlagen wurde. Nach dem Nachtessen wurde jeden Tag am Familientisch ein Rosenkranz zum Troste der armen Seele gebetet; dazu gehörte immer das Föifi mit der Bitte *«Erlös Gott und trööscht Gott die arm Seel im Fäckfüür»*. Je nachdem wie man begütert war, spendete man an kirchliche Institutionen Geld für Messen.

Man sprach damals in bäuerlichen Kreisen unserer Landschaft auch viel vom *Umechoo* der Toten, und man stellte sich dieses Zurückkommen manchmal recht realistisch vor. Ich habe Häuser gekannt, in denen ein verstorbener Vater oder eine verstorbene Mutter bis zum Dreissigsten am Familientisch ihr Gedeck bekamen; obwohl Sitzplatz und Gedeck unberührt blieben, benahm man sich so, als ob Vater oder Mutter gegenwärtig wären wie früher. Vor allem achtete man sich nachts, ob sich nicht etwas Ungewohntes regte, denn es hiess, die Seelen der Verstorbenen dürften sich zwischen den beiden Betzeitläuten am Abend und am Morgen bemerkbar machen. Die Fälle, bei denen halblaut gesagt wurde, der Vater sei *ume*, waren gar nicht selten. Das war aber nicht Grund zu Furcht oder gar Panik; es hiess dann einfach, der Verstorbene brauche noch mehr gute Werke zur Erlösung seiner Seele.

Damit bis zum Dreissigsten kein Kirchenbesuch ausgelassen wurde, dafür sorgte die *Dryssgischbätteri*. So nannte man eine beauftragte Frau, die im Namen der Familie jeden Tag in die Morgenmesse ging, um für die Seele des Verstorbenen zu beten. In manchen Kirchen war es üblich, dass diese einen Kerzenrodel (in andern deutschen Sprachgebieten nennt man den

Kerzenrodel Wachsstock) mitnahm und während der Messe auf einer Kerzenbank anzündete. Diese Kirchenbesuche dauerten bis zum Dreissigsten, daher auch der Name *Dryssgischbätteri.* Häufig handelte es sich um die gleiche Frau, die schon die Totenwache im Sterbehaus gehalten hatte und auch für das Weihwasser am Grabe besorgt war. Mit Ausnahme besonderer Heiligenfeste wurden in den Pfarrkirchen täglich Seelenämter und -messen gefeiert, und es wurde nach jeder Messe das *Föifi* für die armen Seelen gebetet.

Während der Zeit bis zum Dreissigsten bedurfte das Grab besonderer Pflege, und es gab auch hiefür in allen Pfarreien Leute, die mit der Betreuung beauftragt werden konnten. Viele Pfarreiangehörige, die täglich zur Kirche gingen, betrachteten es als Christenpflicht, vor allem an frischen Gräbern zu beten und Weihwasser zu spritzen. Darum musste dem Vorhandensein von Weihwasser besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden; das Fehlen von Weihwasser an einem Grabe wurde allgemein als schwerwiegende Unterlassung betrachtet und entsprechend gerügt.

Die Gräber waren damals durchwegs mit einem etwa vierzig Zentimeter hohen Grabhügel gekennzeichnet, der ein längliches Oval von ungefähr einem Meter bildete. Am entfernteren Ende des Hügels stand das Grabkreuz, das beim Leichengang vorgetragen worden war, an ihm befestigt der schon erwähnte *Chrällelichranz.* Dazu kamen bis zum Dreissigsten die gespendeten Kränze und Blumen, sofern diese so lange haltbar waren. Ich erinnere mich immer noch, wie es mir als Schüler und Ministrant zu Herzen ging, dass die Verstorbenen aus der Armenanstalt nur ein blosses schwarzes Holzkreuz aufs Grab bekamen; manchmal stellte ein gütiger Mensch noch eine Konservenbüchse mit einem Strauss Feldblumen auf den Grabhügel.

Am siebenten Tage nach der Beerdigung fand *de Sibet* statt. So nannte man das erste Sterbegedächtnis in der Pfarrkirche. Das Zeremoniell war dasselbe wie beim Beerdigungsgottesdienst: gesungenes Requiem, meist *Seelamt* genannt, mit Opfergang und Libera. Es war wieder die ganze engere und weitere Verwandtschaft anwesend; auch Nachbarn und Bekannte kamen wieder zur Kirche, um ihre Verbundenheit mit dem Verstorbenen und seiner Familie zu bekunden. Nach dem Gottesdienst ging man wieder in eine Wirtschaft zum Morgenessen.

Gleich wie *de Sibet,* so wurde auch *de Dryssgisch* gefeiert, jenes Sterbegedächtnis, das dreissig Tage nach der Beerdigung angesetzt war. Auch hier wieder Requiem mit Opfergang und Libera, nachher Grabbesuch und Morgenessen in einem Wirtshaus des Dorfes. Wenn der Verstorbene Mit-

glied einer Standes- oder Berufsorganisation oder eines Vereins gewesen war, wurden häufig auch von diesen Gemeinschaften noch zusätzliche Sterbegedächtnisse abgehalten.

Kurz vor dem Dreissigsten liess man in den Lokalzeitungen – bei bekannten Persönlichkeiten auch in der Tagespresse – eine Danksagung erscheinen. Es war üblich, darin alle, die dem Verstorbenen und seiner Familie besondere Dienste erwiesen hatten, eigens zu nennen, vor allem die Geistlichkeit und die Ärzte, aber auch die Vereine, die durch Blumenspenden und Sterbegedächtnisse ihre besondere Anteilnahme bekundet hatten. Das Versenden von gedruckten Danksagungskarten war damals nur in «bessern» Familien üblich, ebenso in solchen, die ihre Verwandten und Freunde ausserhalb des Verbreitungsgebietes der Zeitungen hatten.

Das Adressmaterial ergab sich – wie noch heute – aus den eingegangenen Beileidkarten. Wir haben für jene Zeit zu unterscheiden zwischen Beileidkarten, Blumenspenden und Messbundstiftungen. Die Beileidkarte enthielt nichts weiter als eine Kondolation. Unter *Bluemespänd* verstand man eine Beileidkarte, auf der zusätzlich vermerkt war, man habe zum Troste der Seele des Verstorbenen eine heilige Messe (oder mehrere) lesen lassen oder man habe einen Beitrag an ein kirchliches oder gemeinnütziges Werk geleistet. Wer fand, er wolle noch mehr *Mässe lo lääse,* schloss sich zum Troste der armen Seele einer Messbundstiftung an; es gab Klöster und Ordensgemeinschaften, die sich gegen Entgelt verpflichteten, auf lange Zeit hinaus die bestimmten Verstorbenen, für die die Spende gegeben worden war, in ihr tägliches Gedenken einzuschliessen. Auf Blumenspenden war meist pfarramtlich bestätigt, dass die Messen tatsächlich bestellt worden seien; dasselbe gilt auch für die Messbundstiftungen, für die die Klöster eigene Formulare hatten.

Vor dem Dreissigsten liess man auch die *Leidhelgeli* drucken. Der Name kommt von jenen kleinen Heiligenbildchen her, die man *Helgeli* nannte und in die Gebetbücher legte. Die *Leidhelgeli* hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit diesen und wurden ebenfalls – mindestens eine gewisse Zeit – in ein Gebetbuch gelegt. Der Zweck war eigentlich der, dass man beim Benützen des Gebetbuches in der Kirche an den Verstorbenen erinnert wurde und dann für ihn mindestens ein kurzes Stossgebet verrichtete. Solche Gebete waren auch meist auf den *Leidhelgeli* abgedruckt. Daneben waren Geburts- und Sterbedatum angegeben, und es war eine kleine Fotografie aufgeklebt. Es war wichtig, dass man am Dreissigsten den Kirchenbesuchern solche *Leidhelgeli* austeilen konnte.

Ungefähr um die gleiche Zeit erschien dann in der Lokalzeitung, oft auch in der Tageszeitung, ein dem Verstorbenen gewidmeter Nachruf. Das Volk achtete sehr auf den Wortlaut eines solchen Nekrologs und man bestätigte den Angehörigen gerne, der oder die Verstorbene sei *so schön gnamset i de Zytig.* Verfasser solcher Nachrufe waren manchmal die Geistlichen einer Pfarrei, ein Lehrer oder sonst einer, der gut schreiben konnte; man wusste im Dorf gewöhnlich, wer Meister war in diesem Fach, und die Bittgesuche bei solchen Leuten waren denn auch entsprechend zahlreich. Es war auch üblich, dass die Lokalzeitung in einer Beilage die Fotos der in der Region Verstorbenen brachte.

Mit dem Dreissigsten war nun die Zeit der höchsten Trauer vorbei. Das Leben im Trauerhaus konnte wieder zu den gewohnten Alltäglichkeiten zurückkehren. In den vergangenen dreissig Tagen hatte man Gelegenheit gehabt, jene Lücken, die der Verstorbene hinterlassen hatte, so gut wie möglich zu schliessen. Jetzt konnte man auch wieder das Totenzimmer, das bis jetzt immer noch dem Toten vorbehalten gewesen war, in Anspruch nehmen. Man reinigte es gründlich, räumte auf, tat das Bett an die frische Luft und räucherte das Zimmer aus. Dieses Ausräuchern – volkstümlich hiess das *Bröike* – ging so vor sich, dass man glühende Kohlen in ein metallenes Gefäss (meist eine Pfanne oder eine Kehrichtschaufel) nahm, ein Zweiglein Sefi (Juniperus Sabina) und in manchen Häusern auch etwas getrocknete Apfelrinden darauflegte und dieses im Zimmer verglimmen liess. Dieses *Bröike* hatte wohl den Zweck des Desinfizierens, aber der Volksglaube sagte, man müsse auch an alles Geisterhafte und Ungute, das sich vielleicht im Raume noch aufhalten könnte, denken. Darum nahm man den Sefizweig, den man zum *Bröike* brauchte, aus der Palme, die man seit dem letzten Palmsonntag aufbewahrte, und man legte meist auch noch ein Zweiglein Stechpalme (Ilex aquifolium) bei.

Nun regierte wieder der Alltag, und es ist auch zu sagen, dass während der Zeit der dreissigtägigen Trauer manche Arbeit zurückgestellt werden musste. Es wäre noch zu berichten von erbrechtlichen Dingen, die manchmal schwer auf einer Familie lasteten. Weil hier mehr die gesetzlichen Normen das Wort sprachen, können wir auf die Beschreibung des Erbganges verzichten. Brauchtümlich war, dass man am Dreissigsten den Erbberechtigten das Erbschaftsinventar vorlegte. Beinahe wäre man in Versuchung, in Zusammenhang mit Erbteilungen Schlamperei als brauchtümlich anzusehen. Von Ausnahmen abgesehen, hatten unsere alten Gemeindebeamten in Bezug auf die Erledigung von Erbgängen nicht den besten Ruf; manche

Dinge wurden unverantwortlich lange hinausgezogen, und man hörte zuweilen den Amtsschimmel in voller Lautstärke wiehern.

Im frommen Gedenken an den Toten

Die frischen Blumen auf dem Grabhügel waren längst verwelkt, und es wurde meist bald nach dem Dreissigsten notwendig, den Grabhügel neu aufzuschütten, da dieser eingesunken war. Das Volk achtete sehr darauf, welche Gräber nach dem Dreissigsten noch gepflegt wurden; wenn sich auch nur vorübergehend Zerfallserscheinungen zeigten, hiess es bald *«si heine scho vergässe»*.

Bis zum Setzen eines Grabdenkmals blieb der Grabhügel in seiner Form der gleiche wie nach der Beerdigung. Es wurde jemand beauftragt, das Grab zu pflegen und regelmässig Weihwasser in das beim Grabe stehende Gefäss nachzufüllen. Blumen vom Gärtner gehörten zur Ausnahme. Angehörige, die zur Kirche gingen, nahmen manchmal aus dem Hausgarten einige Blumen mit oder man pflückte im Sommer auf dem Weg zur Kirche Feldblumen und steckte sie in ein Glas oder in eine Vase auf dem Grabhügel.

Dann kam die Frage des Grabdenkmals. Ob ein solches notwendig oder schicklich sei, darüber wurde auch in unbemittelten Familien gar nicht gesprochen; das Grabmal war eine Selbstverständlichkeit. Wenn die Mittel dazu auch gar bescheiden waren, liess man einen gebrauchten Grabstein auffrischen und neu beschriften. Ohne Grabmal blieben nur die Gräber jener Leute, die in der Armenanstalt gestorben waren, aber auch diese verstorbenen Armen fanden manchmal einen gütigen Spender für ein besseres Grabkreuz oder einen Stein.

Die Grabsteine jener Zeit, von der hier die Rede ist, waren aus weissem Marmor. Es kam nur selten vor, dass jemand eine andere Wahl traf. Vorschriften betreffend Grösse gab es noch nicht. Es ist darum verständlich, dass sich die Hablichkeit einer Familie vor allem in den Ausmassen des Grabdenkmals äusserte. Der Grabstein wurde gerne auf den nächsten Allerheiligentag hin gesetzt, falls genügend Zeit zur Verfügung stand, spätestens aber vor der ersten Jahrzeit.

Beim Setzen eines Grabmals wurde der hohe Grabhügel, wie er seit der Beerdigung bestanden hatte, abgetragen. Das Grab bekam eine steinerne Umrandung, auf der meist ein schmiedeisernes Gitter in der Grösse der Umrandung aufgesetzt war. Diese Gitter, die eine Höhe von etwa einem

halben Meter hatten, wurden dann allmählich weggelassen, aber ich kann mich gut erinnern, dass die meisten Leute dies nur ungerne taten. Ich glaube, dass hier ein uraltes Brauchtum aufgegeben wurde, dessen Entstehung (vielleicht in etwas anderer From) weit zurückliegt in einer Zeit, da man das Erdreich innerhalb des Gitters noch als gebannten Raum verstanden hat. Die Grabgitter hatten zweifellos ein höheres Alter als die gleichzeitig verwendeten steinernen Umrandungen des Grabrechtecks, und es gab damals noch Gräber aus dem ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts, bei denen der hohe Grabhügel, auf dem ein hölzernes Kreuz steckte, mit einem blossen Gitter (ohne steinerne Umfassung) umfangen war. Dies waren auch jene Gräber, die mit ihrer ganzjährigen Bepflanzung noch Zeugen althergebrachter Grabpflanzen waren. Es herrschte da vor allem die Silberlische vor, aber auch Immergrün.

Weiter ist noch ein Wort zu sagen zum *Leidträge.* Wenn ein Elternteil gestorben war, befanden sich Gatte und Kinder *töif im Leid* und trugen ein Jahr lang Leidkleider wie an der Beerdigung. Bei Frauen war die Trauer auch zuhause an den Werktagskleidern zu erkennen. Nach einem Jahr erfolgte dann die Umstellung. Frauen trugen aber meist noch ein halbes Jahr lang *Halbleid;* man kleidete sich bewusst schlicht und verwendete Stoffe mit unauffälligen Schwarzweissmustern. Die ungeschriebenen Gesetze des Leidtragens wurden streng beachtet, denn es sprach sich schnell herum, wenn jemand sich die Freiheit erlaubte, mit den Kleidersitten die alte Übung zu durchbrechen; man habe den Verstorbenen schon vergessen, hiess es dann.

Nach einem Jahr war die erste kirchliche Gedächtnisfeier für den Verstorbenen. Es handelte sich meist um eine Jahrzeit, volkstümlich ausgedrückt *s Johrzet.* Oft wurde die Jahrzeitfeier mit bereits bestehenden Jahrzeiten der Verwandtschaft zusammengelegt. Wer sich keine Jahrzeitstiftung leisten konnte oder wollte, beging ein Jahresgedächtnis, das dann jährlich neu bestellt werden musste. Oft kam an solchen Tagen eine ganze Verwandtschaft zusammen und begab sich nach der Gottesdienstfeier ins Wirtshaus.

Unsere Vorfahren hatten die Sitte gehabt, nach dem Tode eines lieben Angehörigen eine Gedenktafel erstellen zu lassen, die in der Familienstube an die Wand gehängt wurde. Oft handelte es sich dabei um kunstvolle Arbeiten, für deren Herstellung man sogar Haare des Verstorbenen verwendete. Zu meiner Zeit waren solche Arbeiten nicht mehr üblich. Dafür wurde es in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg auch in abgelegenen Orten üb-

lich, dass sich Ehepaare fotografisch porträtieren liessen. Dies besorgten Wanderfotografen, die sich oft für längere Zeit in einer Gegend aufhielten und von Haus zu Haus zogen. Daraus ergab sich dann die neue Art des Andenkens an Verstorbene: man hängte in der Stube die Vergrösserung eines Brustbildes des Dahingeschiedenen auf.

Einmal im Jahr kamen die grossen Tage aller Verstorbenen, Allerheiligen und Allerseelen. Die Gräber wurden auf die *Seelezyt* besonders gepflegt und geschmückt, denn es war Brauch, dass in diesen Tagen alle Familienangehörigen, die auswärts wohnten, heimkamen. Man hatte damals von der Schönheit eines geschmückten Grabes etwas andere Auffassungen als heute. Die Grabsteine wurden mit Efeugirlanden umwunden, die Grabflächen mit Moos ausgelegt, die Grabgitter mit Schlangenmoos (Bärlapp) oder Efeu behängt. In diesem Grün aus dem Walde herrschte aber die Buntheit von künstlichen Blumen, die man meist aus Seidenpapier selber herstellte, vor. Die Töpfe der Herbstastern, die das Volk *Martiröseli* nannte, wurden mit *Silberbapier* (Staniol) eingekleidet, und es fehlte auch nicht an zusammengebüschelten Buchnüssen und Mohnkapseln, die mit Silberbronce angestrichen waren. Von Trauer war kaum etwas zu sehen, der *Chilhof* war ein eitel Fest voll Farbenfreude.

Noch zu einem andern Zeitpunkt im Jahr gedachte man der Verstorbenen. Wenn der Heilige Abend nahte und man sich für das Weihnachtsfest rüstete, holte man mit dem Weihnachtsbaum auch gerne einen schönen Tannenzweig und legte ihn aufs Grab eines lieben Verstorbenen. Den heute verbreiteten Grabkult mit brennenden Kerzen, die in der Heiligen Nacht angezündet werden, kannte man damals in unserer Gegend noch nicht; auch der Adventskranz war noch unbekannt. Aber es wurde beim Familiengebet am Heiligen Abend mit einem besondern *Föifi* der verstorbenen Familienangehörigen gedacht, und es war, als würde das Zusammengehörigkeitsgefühl noch dadurch gesteigert, dass von altersher gesagt worden war, die Verstorbenen weilten in der Christnacht unsichtbarerweise im Hause, wo sie einst gewirkt hatten. Das Andenken an die Toten war im Bauernhause von einst am Heiligen Abend besonders lebendig.

Was von alters her berichtet wurde

Es ist seit Menschengedenken so gewesen, dass man mitten im Leben vom Tode umgeben war. Der junge Mensch fürchtete den jähen Tod, das unvermittelte Abberufenwerden, das sogar ohne den Gnadenbeistand der Kirche

zu erfolgen drohte. Die alten Menschen hatten Zeit, sich auf den Tod vorzubereiten. Viele von ihnen waren gebrechlich, litten oft schon in jenen Jahren, die wir heute die besten nennen, an Zerfallserscheinungen. Die «alten Leute» waren nach heutigen Begriffen gar nicht so alt; manche von ihnen kränkelten schon früh, serbelten oft jahrelang dahin und hielten von Zeit zu Zeit grosse Abrechnung mit dem lieben Gott.

Ob jung oder alt, das grosse Fragezeichen des Sterbens schwebte über allen. Wer, wann, wie, wo? So lauteten die bangen Fragen, und es ist nur zu verständlich, dass man auf eine Antwort wartete. Man fühlte sich beinahe verpflichtet, bewusst hellhörig zu sein, damit einem ja kein Vorzeichen des nahenden Todes entging. Es gab in frühern Jahrhunderten kaum einen Menschen, der sich nicht mit diesen Vorzeichen befasste. Das ist ein Erbe aus jener Vorzeit, da es noch kein Christentum gab. Wir könnten die Erinnerung daran übergehen, wenn die Deutung von Zeichen nicht heute noch in der Luft läge. Der Rationalismus wollte uns weismachen, dass magisches und mythisches Erbe überwunden seien, aber es passiert jetzt das Merkwürdige: je mehr wir denken und je mehr wir das «Denken» der Elektronik überlassen, desto lebendiger werden wieder die Fragen, deren Bezüge zurückreichen in magische und mythische Vorzeiten. Manches erscheint unter andern Vorzeichen, hat sich ein modernes Gewand umgehängt, erscheint neben dem Computer, wird vielleicht sogar vom Computer selber als Antwort ausgespukt, aber es ist trotz allem Nicht-für-wahr-haben-wollen noch da. Der Mensch orakelt weiter.

Der Christ wird die meisten jener Dinge, von denen hier noch die Rede sein wird, als Aberglauben ablehnen, – ablehnen müssen. Das darf mich aber nicht hindern, sie trotzdem zu erwähnen, da sie nun einmal als volksgläubige Erscheinungsform Tatsache waren oder gar noch sind. Ich mache nur Feststellungen; die Wertung ist eine andere Sache.

Wenn nachts in der Nähe eines Hauses die *Wiggle* (Schleiereule) schrie, war dies für viele Leute das Zeichen, dass bald jemand sterben werde; andere deuteten den kurzen, durchdringenden Ruf als Vorzeichen für kommende Streitereien. In Altishofen haben die Leute gesagt, es werde im Dorfe bald jemand sterben, wenn man vom Schlosshubel den *Nachtheuel* (Eule) höre. Auch Raben galten als schicksalsverkündend. Vielleicht war es die schwarze Farbe des Vogels, die einem Hause baldige Trauer ankündigte; man sah es darum nicht gerne, wenn ein Rabe nahe zu einem Haus kam oder gar an ein Fenster klopfte. Auch Tauben sah man nicht gerne an den Fenstern des Hauses.

Die Dächer unserer alten Bauernhäuser waren weit ausladend. Dementsprechend gross war der freie Raum zwischen Hauswand und Dachtraufe, jener Raum, von dem es hiess, er schütze die Einwohner des Hauses vor allen bösen Einflüssen von aussen. Wenn eine Maus innerhalb der Dachtraufe stosse, sei dies ein Todesvorzeichen, sagten die Leute. Auch durfte es niemals vorkommen, dass vor einem Fenster ein Geranienstock abstand; man deutete dies ebenfalls als Zeichen, dass im Hause bald jemand sterben werde.

Es ist noch keine zwei oder drei Generationen her, da zog man in unserer Gegend bei jedem Bauernhaus einen Hauswurzstock. Dieser wuchs entweder auf dem Hausdach – oft sogar auf dem Kamindeckel –, auf dem Brunnenstock oder auf einem Eckpfosten des Hausgartens. Die *Huswürze* galt allgemein als Schutz vor Blitzschlag. Wenn nun dieser Hauswurzstock einen Blütentrieb bekam, werweiste man bald, wer im Hause sterben müsse. Eine junge Bauernfrau beteuerte mir einmal, ihre *Huswürze* habe, seit sie im Hause sei, noch nie geblüht. Das war mir schwer verständlich, und ich fragte dann auch die Grossmutter. Diese gestand mir schliesslich, sie sorge dafür, dass die Hauswurz nicht zum Blühen komme; der Blütentrieb werde von ihr rechtzeitig abgezwickt. Eine andere Bauernfrau versicherte mir einmal, es mache nichts, wenn die Hauswurz blühe; todanzeigend werde die Blüte erst, wenn der Stengel gegen das Haus zeige.

Ich habe bereits in einem andern Zusammenhang die Beziehung von *Kilch-* und *Lychwäg* erwähnt. Damit in Zusammenhang steht es wohl, dass man das Zusammentreffen vieler Leute auf dem Weg zur Kirche nicht gerne sah. Aus jener Richtung, von der die Kirchgänger am Sonntag *tschuppelewys* kommen, werde man bald eine Leiche bringen, hiess es. Man achtete auch sehr darauf, ob während der Messe bei den Wandlungsworten des Priesters die Kirchenuhr im Turme schlug, denn es hatte immer geheissen, die Uhr dürfe nicht *id Wandlig schloo,* sonst werde in der Pfarrei bald jemand sterben.

Man sah es auch nicht gerne, wenn eine Leiche über den Sonntag in einem Hause behalten werden musste. Manchmal liess sich dies aber nicht verhindern, was dann als Zeichen gedeutet wurde, dass aus dem gleichen Hause bald eine zweite Leiche kommen werde. Eine verbreitete Meinung war auch die, dass aus einem Hause bald ein zweiter Toter folgen werde, wenn das Leichenwagenpferd beim Weggehen vom Trauerhause zurückblicke.

Die Angehörigen eines Verstorbenen hatten manchmal nach der Beerdigung schwere Gewissensbisse wegen den Kleidern, die man dem Toten an-

gezogen hatte. Man fand nachträglich, dieses oder jenes Kleidungsstück habe dem Verstorbenen immer so gut gefallen oder es sei ihm besonders gut gestanden, man hätte es ihm ins Grab anziehen sollen. Der Volksglaube wollte wahrhaben, der Mensch müsste am Jüngsten Tage in jener Kleidung vor dem ewigen Richter erscheinen, die man ihm auf dem Totenbett angezogen habe. Dazu kam die Meinung, von der ich bereits berichtete, der Verstorbene müsse beim Beerdigungsgottesdienst allen Trauernden voran zum Opfer gehen. Ich kann mich selber noch erinnern, dass man von bestimmten Personen redete, von denen es hiess, sie sähen beim Opfergang die Toten. Von einem Pfarrer berichtete man, er habe einen Selbstmörder bei einem Opfergang als Letzten daherkommen sehen.

Eine Volksmeinung, von der heute noch ab und zu zu hören ist, war die, dass man während dem *Is-Grab-Lüüte* Warzen vertreiben könne; man sprach während des Läutens die Worte: *«Es lüütet inere Lych is Grab, i rybe mini Wärzen ab.»* Gleichzeitig musste man an den Warzen reiben.

Zahlreich waren die Sagen, nach denen Verstorbene zurückgekommen waren, um von ihren Erfahrungen im Jenseits zu berichten. Es war da sogar von Personen die Rede, die miteinander vereinbart hatten, zurückzukommen um Bericht zu erstatten. In diesen Berichten war meistens davon die Rede, wie schwer es sei, in den Himmel zu kommen; die «Zurückgekommenen» sprachen kaum je von Barmherzigkeit und Verzeihung, dafür umsomehr von Strenge und Gerechtigkeit.

Wenn ich von Strenge und Gerechtigkeit höre, steigen in mir sorfort Erinnerungen an die Art und Weise auf, wie wir religiös erzogen wurden. Es war da viel vom Lieben Gott die Rede, aber dieser Liebe Gott war nach unsern Erziehern in weiter Ferne, und wenn es einmal darnach aussah, als kämen wir ihm nahe, wurden wir durch Vorbehalte zurückgeschreckt. Der Gott von dazumal war ein strenger, zürnender Gott. Ich habe mich oft gefragt, ob dieser Gott bloss jener alttestamentliche des mosaischen Gesetzes sei. Mir scheint, es müssen für unseren Kulturkreis auch hier Bezüge angenommen werden, die in mythische Vorzeit zurückreichen. Als Kind der Napflandschaft komme ich nicht darum herum, nach unseren heimischen Göttern und Geistern zu fragen: die tosenden und schiessenden Geister in den Enziflühen waren zürnende Naturgottheiten. Nicht umsonst heisst Enz Riese; die sagenhaften Napfriesen waren nicht liebe, sondern zornige Götter, und ihre Geisseln waren Donner, Sturm und wildes Wasser. Es gab daneben die dienstfertigen, nimmermüden Erdleutchen; diese waren bezeichnenderweise sehr klein, nach der Sage manchmal kaum so gross wie ei-

ne Männerfaust. Aber auch diese kleinen Urwesen des Erdinnern waren verletzlich und nachträgerisch, und auch sie konnten zürnen.

Vielleicht lag es unserem Volksschlag in besonderem Masse, sich den jenseitigen «Aufenthaltsort» der Verstorbenen bildhaft vorzustellen. Es war ein Abgrund, voll von züngelndem Feuer. Aber es kann sein, dass dieses Bild nur ein von barocker Phantasie entworfenes vorgemachtes Bild war. Was unser Volk vom Fegfeuer erzählte, stand jedenfalls in krassem Gegensatz zu diesem brennenden Hitzepfuhl. Es hat immer geheissen, im Reinigungsort der Toten herrsche Finsternis, aber es kann keine Rede davon sein, dass darunter jene «äusserste Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen sein wird» verstanden wurde; was nach der Volksmeinung so finster war, war das Fegfeuer, nicht die Hölle. Und noch etwas Gegensätzliches wurde immer gesagt: die armen Seelen frieren. Licht und Wärme waren darum nötig, um den Seelen der Abgestorbenen die Pein zu erleichtern. Sie drängten zu nächtlicher Stunde ans Herdfeuer, um der Nacht zu entfliehen und sich dort zu wärmen. Am Abend begann mit dem Betglockenläuten die Zeit, die den armen Seelen vorbehalten war, und sie dauerte bis zum Morgen, da die Betglocke wieder rief. Das war jene Zeit, da man für die Seelen der Verstorbenen Lämpchen und Kerzen anzündete. Die armen Seelen lechzten nach Licht und Wärme, haben unsere alten Leute immer gesagt, und man hat sogar in Nachtfaltern, die zum Licht drängten, arme Seelen vermutet. In manchen Häusern hat man das offene Herdfeuer die ganze Nacht über glimmen lassen. Auffallend ist der zum Teil heute noch verbreitete Brauch, dass man die Armenseelenlämpchen und -kerzen in den Keller stellt, wo sie die Nacht über brennen. Der Keller im alten Bauernhause war jener Ort, wo es kalt und finster war. Es scheint, dass diese Formen von Seelen- oder Totenbrauchtum als letzte Ausläufer von Bewusstseinsstrukturen zu betrachten sind, die weit hinter spätmittelalterliche oder gar barocke Strukturen zurückreichen.

Ähnliche Rückbeziehungen sind auch im Volksglauben zu vermuten, dass die armen Seelen Helfer der Menschen sind. Selbstverständlich ist nicht zu übersehen, dass es dafür Erklärungen aus dem christlichen Glauben heraus gibt, aber es ist doch kaum zu widerlegen, dass über alles hinaus noch unausgeleuchtete Stellen übrigbleiben. In verworrenen und aussichtslosen Lebenslagen wurden von unserem Volk immer auch die armen Seelen um Hilfe angerufen. Zahllos sind die Beispiele noch heute, da Menschen beteuern, ihnen sei von den armen Seelen geholfen worden. Merkwürdigerweise gibt es da ganz bestimmte Dinge, von denen es heisst, die armen

Seelen könnten besonders gut helfen. Dazu gehört zum Beispiel das Entwirren von durcheinandergeratenen Dingen, das Aufklären undurchsichtiger Machenschaften und Ähnliches. Es hat auch immer geheissen, die armen Seelen seien die zuverlässigsten Wecker am Morgen. Mütter haben, wenn jemand aus dem Hause fortging, die armen Seelen als Beschützer «mitgegeben». Vor allem aber war es nach dem Volksglauben sicher, dass es den Seelen der Verstorbenen gegeben war, nicht nur Menschen, sondern auch Dinge zu bewachen und vor Schaden zu schützen; viele Menschen haben in Notsituationen die armen Seelen angerufen, so etwa gegen böse Hunde. Es stellt sich in diesen Dingen über alles christliche Verständnis hinaus die Frage, ob nicht doch noch alte Bewusstseinsschichten durchscheinen. Was das Volk hier arme Seele nennt, könnte oft ebensogut Hausgeist heissen, und es ist kaum zu übersehen, dass diese arme Seele in manchen Eigenschaften, die ihr das Volk zubilligt, mit einem sehr alten Genius loci verblüffende Ähnlichkeit hat.

Der Glaube, dass die Seelen der Verstorbenen an einen Reinigungsort, der sich Fegfeuer nennt, kommen, wurde immer hochgehalten. Aber das Volk hat eine Ausnahme gekannt. Von Müttern, die bei der Geburt eines Kindes oder bald darnach im Wochenbett starben, hat es immer geheissen, sie kämen *munduuf i Himmel ue.* Merkwürdig ist daran nicht nur die volksgläubige Auffassung, sondern auch die Art, wie man dieser Ausdruck gegeben hat. Das Wort *munduuf* ist weder mundartlich noch schriftsprachlich – oder wenn man es trennt, beides – und es ist ein Ausdruck, der sonst in der Umgangssprache nie zu hören war. Nur gerade hier, wenn es darum ging, den Ausnahmefall zu benennen, nach dem die Seele eines Menschen direkt in den Himmel kam, brauchte man dieses geheimnisvoll anmutende Wort. Aber das Mysterium ging noch weiter: das Volk glaubte zu wissen, die Mutter komme während sechs Wochen jede Nacht zurück, um ihr Kindlein zu stillen und zu pflegen, und auch dies geschah, wie andere Dinge in Zusammenhang mit den armen Seelen, in der Zeit zwischen dem Betzeitläuten am Abend und am Morgen. Bei verstorbenen Kindbetterinnen bestand man ganz besonders darauf, dass ihnen ins Grab Schuhe angezogen wurden; sie müssten sonst barfuss zu ihrem Kindlein kommen, hiess es.

Damit haben wir bereits den Grenzbereich der Totensagen beschritten. Ich müsste nun auch noch von all jenen Dingen erzählen, die unser Volk vom jenseitigen Schicksal Verstorbener zu berichten wusste, von unbestechbarer Gerechtigkeit und den Folgen irdischer Missgriffe, von Marchversetzern, Ehrverletzern, Panschern und Ausbeutern. Es müsste die Rede

sein von wandelnden Lichtern, brennenden Mannen, kopflosen Menschen in stockdunkler Nacht und nicht zuletzt von den Talherren im Enziloch, jenen Politikern, die es mit der Wahrheit nicht ernstnahmen und nun nach der Meinung des Volkes bis in unabsehbare Zukunft hinein in den Schründen des Napfs der Erlösung harren müssen. Ich muss es mir versagen, darüber zu berichten, denn die Dinge, die da angerührt werden müssten, würden meine Zielsetzungen überschreiten.

Zum Schluss möchte ich noch das Bild jener Bäuerin erstehen lassen, der ich vor vielen Jahren einmal beim Brotbacken zugeschaut habe. Als letztes formte sie ein besonders grosses Brot, das sie *z Almuese* gab, und aus dem allerletzten Teigresten in der Backmulde machte sie, so sagte sie selber, das *Seelemutschli,* das sie ebenfalls verschenkte, – zum Troste der armen Seelen.